Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1928

69 (21.3.1928) Die Mußestunde

Visual Library

wurde einwandfrei festgestellt, daß unsere Vögel niemals höher als 2000 Meter fliegen; in der Regel betragen die Flughöhen selten mehr als 400 Meter. Auch ist durch Funde festgestellt, daß hohe Gebirge, wie die Alpen, nur von größeren Zugvögeln, wie Kranichen, Wildgänsen, Reihern, Enten, aber auch von Schnepfen und Wildtauben überflogen werden. Dagegen vermeiden namentlich die Singvögel das Ueberfliegen der Alpen und umgehen dieselben je nach Lage ihrer Heimat, von welcher sie die Wanderung beginnen, westlich oder östlich. Auch über die Schnelligkeit hatte man sehr übertriebene Ansichten. Es hat sich durch neuere Forschungen herausgestellt, daß man auch diese bedeutend überschätzte, doch sind unsere Kenntnisse hierin noch sehr lückenhaft. Einwandfrei festgestellt ist, daß schnelle Segler, zu welchen in erster Linie unsere Tauben gehören, auf der Wanderschaft Strecken von 900 Kilometern zurücklegen können, mithin imstande sind, ganz Deutschland zu überfliegen, ohne zu rasten. Durch das Beringungsverfahren sind wir darüber orientiert, daß unsere Zugvögel auf der Herbst- und Frühjahrswanderung Ruhepausen einlegen, nachdem sie einige hundert Kilometer zurückgelegt haben.

Literatur

Reichstagsabgeordneter und Stadtrat Dr. Kurt Kerlöw-Löwenstein, Berlin, hat soeben sein Buch **„Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft"** in zweiter, verbesserter Auflage (8.—10. Tausend) in dem bekannten Verlage „Jungbrunnen", Wien 13, Schloß Schönbrunn, herausgebracht. Das Buch ist im Vergleiche zur ersten Auflage bedeutend vermehrt und in einer hübschen und geschmackvollen Ausstattung erschienen (Preis broschiert 3 M, in elegantem Leinwand gebunden 4 M. Genosse Löwenstein sagt in seinem Vorwort: „Der sozialistische Erziehungsgedanke braucht zu seiner Verwirklichung für die Tagesarbeit wie für das Ringen um die Zukunft viele geschulte Kräfte. Dieses Buch soll dieser Schulungsarbeit dienen." Wie aus dem Inhaltsverzeichnis hervorgeht, ist dies ein Weg, welcher für uns gewiß gangbar ist. Genosse Löwenstein schlägt vor, die Kinder im Geiste einer besseren sozialistischen Gesellschaft zu erziehen. Mit ihnen wird der Sozialismus dann aufwachsen als eine innere Macht, die sich auch äußere Geltung erwerben wird. Gerade zu den Schulkämpfen sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich ist das Buch ein wichtiger Behelf und Ratgeber. Alle sozialistisch eingestellten Lehrer, Erzieher und Fürsorger werden gerne nach diesem Buche greifen und ihre Befriedigung darin finden.

Dr. med. Ludwig Sternheim, Sichere und unschädliche Bekämpfung der Arterienverkalkung. Preis 2 M. Bruno Wilkens Verlag in Hannover. Die Kriegs- und Inflationszeit sowie der jetzige schwere Daseinskampf und die damit verbundenen Aufregungen haben die Zerstörung der menschlichen Gefäße und Nerven außergewöhnlich beschleunigt. Es ist daher zu begrüßen, daß der bekannte Verfasser seine Erfahrungen während einer langjährigen Praxis zum Besten aller Leidenden veröffentlicht. — In diesem leichtverständlichen Buch zeigt Dr. Sternheim, wie sich die „Verkalkten" von ihrem gefährlichen Leiden befreien können. Die Ursache der Arterienverkalkung wird eingehend erläutert, ebenso auch Beschwerden, Krankheitszeichen, Erkennung, Blutdruck, Vorhersage und Vorbeugung. Jeder Kranke sollte die angegebene Selbstbehandlung beherzigen, ehe es zu spät ist.

Deutsche Wende und General Ludendorff: von Erich Kummer. Verlag der Zeitschrift „Der Lebenslauf". 48 Seiten. Preis 90 Pfg. Verfasser nimmt scharf Stellung gegen Volksvergiftung und -entzweiung, wie sie von General Ludendorff und seiner jetzigen Frau betrieben werden. Berücksichtigt sind vor allem die „Kampfziele" und die Vorträge beider aus letzter Zeit. Diesen werden „Deutsche Lebensziele" und innere Mittel und Wege entgegengesetzt. Eine Gegnerschaft gegenüber Juden, Freimaurern, Jesuiten kann natürlich dem General nicht benommen werden; aber sie hätte ihn nicht zu Unwahrheiten und üblen Leichtfertigkeiten verführen dürfen — und zwar umso weniger, als er sonst unbedingt mitverantwortlich für schwere innere Schuld am Kriegsausgang zu machen ist. Wahrer Schuld müssen wir alle offen ins Auge sehen. Unwahre Beschuldigungen helfen uns nicht und schaden nur noch mehr. Von innen heraus, müssen wir überwinden!

Film und Volk. Eine neue Zeitschrift — ein neues Programm, gewidmet der großen aktuellen Frage: wie kommt das Volk zu seinem Film? Hierzu gehört die Förderung der wenigen unverlogenen, echten dem Volke helfenden, das Volk erschütternden, das Volk erhebenden Filme, hierzu gehört die Bekämpfung aller anderen, vor allem aller reaktionären Filme, ihrer Produzenten, ihrer Autoren, ihrer Regisseure, ihrer wohlmeinenden Kritiker. Eine solche Zeitschrift hat bisher gefehlt. **„Film und Volk"**, herausgegeben vom **„Volksverband für Filmkunst"**, Berlin SW. 48, Friedrichstraße 235, schließt in dankenswerter Weise diese Lücke und verwirklicht endlich den Typus einer Filmzeitschrift, in der alle Fragen der in- und ausländischen Filmproduktion, unbeeinflußt von Rücksichten des Inseratenteils und anderen Interessenverknüpfungen, in entschieden fortschrittlichem und freiheitlichem Sinn behandelt werden. Nr. 1 der reich illustrierten und schmuck ausgestatteten Zeitschrift enthält u. a. ein programmatisches Vorwort der Redaktion (Dr. Franz Höllering), sowie einen grundlegenden wichtigen Artikel aus der Feder des Verbandsdirektors Rudolf Schwarzkopf über Zweck, Ziel und Wesen der Volksfilmbewegung. Ferner heben wir hervor: Bela Balasz: Der Film arbeitet für uns! Hans Siemsen: Gibt es pazifistische Filme? Curtis Melnitz: Charlie Chaplin, ein Kind des Volkes. Carl Zuckmayer: Künstler und Volk gehören zusammen. Fränze Dyck-Schnitzer: Eine Woche Reaktion. Prof Alfons Goldschmidt: Filmwirtschaft. Upton Sinclair: Die Filmpremiere. Herbert Ihering: Filmkritik. — Daneben enthält die Nummer eine Fülle von größeren und kleineren Beiträgen kritischen und polemischen Inhalts voll Temperament und Laune und vorwärts peitschendem Willen. Der Preis von 40 Pfg. ist als wohlfeil zu bezeichnen. Mitglieder des Volksfilmverbandes erhalten die Zeitschrift, die bis zum Sommer monatlich und von da ab wöchentlich erscheinen soll, für den halben Preis.

der Sprachschule der Arbeiter und Angestellten Groß-Berlins, ist soeben als Doppelheft erschienen. Aus dem Inhalt der illustrierten Sprachzeitschrift sei erwähnt: Der gute Stil, Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, Französisch für Vorgeschrittene, Englisch für Anfänger (mit Aussprachebezeichnung), Englisch für Vorgeschrittene, Kaufmännisches Englisch, Moderne Fachausdrücke für Uebersetzer, Preisaufgaben. Der Bezugspreis beträgt für 6 Monate (Heft 1—6) 2,20 M. Bestellungen sind zu richten an die Parteibuchhandlungen oder an die „Arbeiter-Sprachzeitung", Berlin W 57, Zietenstraße 6 a.

Rätselecke

Zahlen-Rätsel

In obenstehendes Quadrat sind folgende Zahlen einzusetzen: 18, 47, 32, 47, 33, 5, 62, 19, 34, derart, daß die drei wagrechten Reihen, sowie die drei senkrechten Reihen je die Additionssumme „99" ergeben.

Rezept-Rätsel

Die Hälfte nimmt man von einem Widerspruch,
Dazu vier Fünftel einer runden Frucht.
Die beiden Teile knete fest zusammen
Und stell' sie neben einen Berg der Flammen.
Ei, wird das schön! Als vielbegehrte Speise
Kommt es auf das Menü manch großer Reise.

Rätselauflösungen

Bilder-Rätsel: Spare in der Zeit, so hast du in der Not.

Wechsel-Rätsel: Gasse — Kasse.

Richtige Lösungen sandten: Gertrud Götz, Mina Fuchs, Erna Feierstein, Frau Hedwig Weineich, Karlsruhe; Friedrich Nitschko, Kurt Nitschko, K.-Mühlburg; Adam Schäfer, Willi Speck, K.-Daxlanden; Theodor Steidlinger, Willi Schucker, Durlach; Fritz Göbelbecker, Eggenstein.

Alte Theater-Anekdoten

Nacherzählt von Tankred.

Das soll selten vorkommen, daß ein Künstler den anderen neidlos anerkennt.

Künstlerehrgeiz — Künstlerneid.

Anschütz, der große Tragöde, der Liebling der Wiener, war nicht nur ein Künstler von Ruf, er war auch ein Mensch von Charakter. Als einst sein alter, bewunderter Freund Ludwig Devrient in Wien als Shylock gastierte, ließ er sich vom Spiel Devrients so hinreißen, daß er sein Stichwort überhörte und ein peinliches Flüstern im Zuschauerraum hörbar wurde.

Erst nach Minuten gewann Anschütz wieder seine Sicherheit, begann mit den Worten sein Spiel: „Ich bin fertig und gerüstet!"

Laut war der Beifall der verstehenden Wiener für diese offenkundige, neidlose Bewunderung Anschütz' gegenüber seinem genialen Mitspieler Devrient.

So was soll heute nicht mehr vorkommen! Ist das wahr?

*

Theaterarbeiter und Kunstkritiker

Ihnen macht eine Vorstellung kein Vergnügen. Nur Arbeit! Sogar schwerste Arbeit.

Sie sind deshalb für Kürze.

So hörte auch einst der englische Schauspieler Wilson Barett, wie sich zwei Theaterarbeiter über einige Schauspieler unterhielten, die den Hamlet darstellten.

„Irving als Hamlet, ja, der war gut. Ausgezeichnet!"

„Booth noch besser!"

„Na, Barett ist auch nicht schlecht!"

„Am besten war bis jetzt doch noch immer Fechter, denn er war immer 20 Minuten früher mit seiner Rolle fertig!"

Sagte ich nicht, daß dem Theaterarbeiter Kürze alles ist?

*

Schnell geheilte Schauspielerin

Sie haben Launen, Kapricen. Das merkt oft unangenehm der Direktor.

So wollte auch einmal die bekannte Schauspielerin Rosaura die Turandot nicht spielen. Alle Bitten waren vergeblich. Alle Drohungen ebenfalls. Sie wollte nicht. War krank.

Der Direktor Le Brun griff zur List.

Besuchte die Schauspielerin. Beklagte sie. Bedauerte sie. Sagte so nebenbei: „Schade, daß Sie krank sind, ich hatte Sie für die Titelrolle in „Maria Stuart" ausersehen. — Nun, da muß Ihre Kollegin aushelfen! Gute Besserung."

Draußen war Direktor Le Brun.

Eine Stunde später stand Rosaura auf der Bühne und spielte die Turandot!

Die Angst, der Neid, der Ehrgeiz, die Kollegin könnte die Maria spielen, machte sie gesund.

Dieses „Hausmittel" der Direktoren soll auch heute noch mit erstaunlichem Erfolg angewandt werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

12. Woche 48. Jahrgang — Unterhaltungsbeilage des Volksfreund — Karlsruhe, 21. März 1928

Der Mensch der großen Stadt

Gigantisch türmen Häuser sich um mich,
Versperren meinem Blick den Weg zum Licht.
Ich weiß schon längst nicht mehr wie das Gesicht
Des fernen Mondes aussieht. Wäre ich
Doch noch ein Kind. Dann könnt' ich durch die Wälder streifen
Mit einem zahmen Reh und wäre nicht allein.
So muß ich unter Menschen einsam sein
Und mit den Händen in das Leere greifen,
Weil keine Hände zu den meinen finden.
— Hier greifen alle Hände nur nach Geld —
O könnt' ich Einsamer mich doch entwinden
Den Ketten dieser ganz zu Stein gewordenen Welt.

Willy Frey.

Aus Beiertheims Vergangenheit

Von Albert Hausenstein-München.

Etwas über 200 Jahre zählt die badische Landeshauptstadt. Sie ist eine der jüngsten Städtegründungen auf deutschem Boden. Umso stattlicher aber ist das Alter der Hardtgemeinden rings um die Hauptstadt des badischen Landes. Wer glaubt, die zahlreichen Ortschaften um Karlsruhe herum entbehrten jeglicher geschichtlichen Bedeutung, dürfte falsch unterrichtet sein; denn so bescheiden auch die historischen Nachrichten sind, die wir über diese sogar zum Teile uralten Ansiedelungen besitzen, so verdienen sie dennoch, der Vergessenheit entrissen zu werden. Und somit wollen wir heute einmal die Geschichte unseres Vorortes Beiertheim zum Gegenstande unserer Betrachtung machen.

Vor allem ist die Ableitung des Namens „Beiertheim" noch nicht vollständig einwandfrei klargestellt. Ein Teil der Etymologen erklärt das Wort mit dem althochdeutschen „bur-tam" oder „bur-tan" (bur-ahd. „Wohnung, Haus"), welcher Ansicht auch Pfaff sich anschließt, wonach wir es mit einem „Haus auf dem Damme" („tam" = „Damm, Deich") oder „im Walde" zu tun hätten. Bader vertritt die Ansicht, dieser Ortsname stamme zweifellos aus dem Keltischen und heiße ursprünglich „Buri-dan" (von „bwra" = Umzäunung, Gehege ‚Einfriedigung, Hofzaun, dem Deminutiv von „bwr", welches „Wall", „Graben" bedeutet und „tan" = „Wald", „Gehölz"). Modernisiert würde demnach dieser Name etwa „Waldhausen" oder „Waldhofen" lauten. Beide Deutungen weichen, wie man sieht, dem Sinne nach nicht allzuweit voneinander ab.

Mehr denn 800 Jahre sind verflossen, seitdem Beiertheim zum ersten Male in der Geschichte auftritt. Wir begegnen ihm da in einer Urkunde König Heinrichs V., datiert vom 16. August 1110 zu Speyer, in welcher dieser Herrscher die dem Kloster Gottesaue von dessen Gründer, dem Grafen Berthold von Hohenberg, dessen Gemahlin Lutgartha, geborener Markgräfin von Baden, und deren Sohn Berthold und Töchtern Lutgartha und Mathilda gemachten Stiftungen an Dörfern und Ackerland bestätigt. In dieser Urkunde finden wir erstmals Burdam, d. h. Beiertheim, erwähnt und zwar mehrfach, allerdings in verschiedener Schreibweise. Denn bei der genauen Angabe der Grenzmarken heißt es wörtlich: „. . . de Bremehe ad Dagemarisdung usque Burtan. a Burtan quousque perveniatur ad Novale", zu deutsch: „von Bremehe (einer unbekannten Grenzmarke des Klosters Gottesaue) gegen Dagemarisdung hin bis Burtan (Beiertheim) von Burtan bis in die Gegend von Novale (Neureut)". Dieses „Dagemarisdung" („dunk" oder „donk" (= „Erhöhung des Dagemar in einem Sumpfgelände) lag jedenfalls auf dem rechten Albufer, in unmittelbarer Nähe Beiertheims, etwas gegen Klein-Rüppurr zu. Vielleicht erinnert der heutige Flurname „Dammerstock" oder „Dammerstöckle" in der dortigen Gegend noch an diese alte Bezeichnung.

Zwei päpstliche Bestätigungsbullen, die eine von Alexander IV. (1254—1261) und die andere von Urban IV. (1261—1264), nennen unter den Besitzungen des Klosters Gottesaue u. a. auch „curtes in villa Burtham cum omnibus pertinenciis eiusdem", d. h. die Höfe in dem Dorfe Beiertheim mit allem Zugehör. Die eine dieser Urkunden stammt aus Viterbo und zwar aus dem Jahre 1260. Die andere ist ohne nähere Zeitangabe, sonst aber in tadelloser Form.

Mit der Zeit ging dann das Obereigentum des Ortes Beiertheim von dem Gründer der Abtei Gottesaue, Bertold von Hohenberg, an das Haus Baden über, und daher bezeichnet auch Markgraf Rudolf I. im Jahre 1274 die „villa Burthan" ausdrücklich als sein Dorf (. . . „in villa nostra Burthan . . ."). Diese Stelle findet sich in einer Urkunde, worin Rudolf den Gottesauer Mönchen zwei Höfe zu Beiertheim bestätigt.

Die alte Schreibung „Burtan" behält auch noch eine Urkunde des General-Landesarchivs zu Karlsruhe bei, welche unter dem Jahre 1289 über Beiertheimer Verhältnisse berichtet. Markgraf Rudolf II. von Baden unterzeichnet im Jahre 1289 anläßlich der Schenkung von sechs Scheffeln Winterweizen an das genannte Kloster eine Urkunde, in welcher die „villa Burten" genannt wird. Johann Daniel Schöpflin, der uns den Wortlaut der Urkunde in seiner „Historia Zaringo-Badensis" überliefert, fügt erklärend bei, daß unter obiger Bezeichnung „Beyerten" zu verstehen sei. Und heute noch nennt der Karlsruher mundartlich seinen südlichen Vorort ganz gleichklingend! Im schon eben erwähnten Karlsruher General-Landesarchiv, das uns über das alte Beiertheim so manchen wertvollen Aufschluß gibt, findet sich aus dem Jahre 1379 folgende Beurkundung: „Ich Trigel von Euwensheim ein edel knecht und frauwe Ketherin von Kuongesspach sin elichuo huosfrauwe haben verkaufet bruoder Bertholt apt zuo Goczauwe und dem convent des selben stiftes in Spirer bystuom gelegen unsern hoff zuo Buertan gelegen". In diesen Verkauf einbegriffen ist ferner „die Wiese zu Knuolingen", dem heutigen Knielingen. Der Kaufpreis beträgt 213 Gulden, und der Verkäufer versichert ausdrücklich, daß er seinen Hof mit allem Zugehör, wie er ihn von seinem Vater ererbt, den Benediktinern zu Gottesaue verkauft habe. Ueber diesen Edelknecht Triegel von Oewisheim und sine Gemahlin Katharina von Königsbach und ihre Beziehungen zum Beiertheimer „Tiegelhof" wird weiter unten noch die Rede sein.

In den „Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg" (I, 146) treffen wir unter dem Jahre 1386 wiederum auf die alte Schreibung „Burtan" König Rupprecht von der Pfalz bestätigt im Jahre 1406 urkundlich zu Heidelberg die weitläufigen Schenkungen, die sein Oheim Bernhard, Markgraf zu Baden, seiner Gattin Anna von Oettingen gemacht hat. Unter den vielerlei Namen von Ortschaften, Dörfern und Schlössern, welche diese reiche Stiftung umfaßt, treffen wir auch auf die „zwein Dorffer Burthan und Bolach". Eine Frauenalber Klosterfrau, Agnes von Gertingen, bescheinigt unter dem 16. Februar 1406 dem Markgrafen Bernhard I. von Baden, daß die ihr „auf der Beete zu Buerthein" verliehenen fünf Pfund Pfennige Gült nach ihrem Tod „genczlichen abe" sein sollten. Außerdem müßten die vom Markgrafen darüber ausgestellten Briefe ihm oder seinen Erben ausgeliefert werden. Die Schreibart „Buerthan" begegnet uns nur ein einziges Mal und zwar in den „Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg" im Jahre 1431. Eine Gottesauer Urkunde vom Jahre 1472 im General-Landesarchiv zu Karlsruhe führt Beiertheim wieder unter der älteren Bezeichnung „Burthan" auf. Im Berain 2940 des Klosters Gottesaue stoßen wir auf die seltene Form „Bwrthan", datiert 1484, und im selben Schriftstücke heißt es: „. . . ze Wyenden im Winkel, Wynden id est Beyrten." Letzterer Vermerk rührt indessen von einer späteren Hand her, vermutlich aus dem 13. Jahrhundert. Im folgenden Beraine des Klosters Gottesaue (2941) vom Jahre 1535 lesen wir ebenfalls von Beiertheim, allerdings unter dem Namen „Burthen".

Um das Jahr 1535 findet auch der „Triegelshof" zu Beiertheim wiederum Erwähnung; es heißt in der betreffenden Urkunde wörtlich: „Der Trigelshoff ist des closters Gotzow eigen und diser zyt verlihen vier hoffmann." Von da ab wird des Triegelshofes nur noch einmal gedacht; denn er wird während des Dreißigjährigen Krieges erwähnt, verschwindet aber dann endgültig aus der Geschichte, d. h. er findet in den Urkunden keine Beachtung mehr.

Verschiedenerlei Irrtümer hatten sich seiner Zeit ergeben, als Markgraf Karl von Baden-Durlach unterhalb Gottesaue einen See anlegen ließ; dadurch fühlten sich nämlich die Einwohner Beiertheims beleidigt, weil sie ihre Hutgerechtigkeit, d. h. das Recht, ihr Vieh zur Weide auf eines Andern Grundstück zu treiben, sowie ihre Holzgerechtigkeit, zum mindesten eingeschränkt glaubten. Grundsätzlich wurde der Gemeinde laut Urkunde vom 1. November 1571 ihr Recht zugestanden, und als Entschädigung erhielten die Beiertheimer das Weiderecht bis hinaus auf das „Mühlberger Feld". Uebrigens war dieses Weiderecht der Beiertheimer noch lange das Schmerzenskind der markgräflichen Behörden; erst im Jahre 1801 wurde durch Ueberlassung von etwa 62 Morgen Wiesen am sogen. „Dammerstock" an die Gemeinde eine befriedigende Lösung erzielt.

„Beurttheim Ettlinger ampt" lautet eine Stelle in einer Urkunde des General-Landesarchivs zu Karlsruhe aus dem

Jahre 1579, und ähnlich eine Ortsbeschreibung für Beiertheim im „Freiburger Diöcesanarchiv" (X, 197—210).

Ruhig und friedlich gingen die Beiertheimer ihren Feldgeschäften nach, bis sie nach der Einführung der Reformation mehrfach in Zwistigkeiten mit ihren Angrenzern gerieten. Denn diese schauten mit scheelen Augen auf das Emporkommen dieser fleißigen Bauern. Ein Schutz- und Trutzbündnis, das schon seit den ältesten Zeiten die Beiertheimer mit den Bürgern von Blankenloch, Neureut, Graben, Hagsfeld und Rintheim verband, hielt die anmaßende und ränkesüchtige Nachbarschaft zwar immer noch einigermaßen in Schach; aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts wetterleuchtete es doch ganz bedenklich. Da geschah es, daß Markgraf Ernst von Baden bei Mühlburg ein Albstauwerk aus Stein erbaute. Den höchsten und auch wohlberechtigten Groll der guten Beiertheimer und ihrer Nachbarn zog er sich dadurch zu; denn ihre Wiesen und Aecker wurden unter Wasser gesetzt und der fette Ackerboden weggeschwemmt. Im Jahre 1580 gab es ferner schwere Auseinandersetzungen mit dem Markgrafen wegen der Ausübung der Jagd in der bei Gottesaue gelegenen „Schüsselau", die den Beiertheimern, welche im vollen Recht waren, erschwert ward. Am allerunverschämtesten und großmäuligsten aber führten sich die baden-durlachischen Jäger auf, gegen die sich die armen Bauern mehr den einmal blutig zur Wehre setzten. Die unerhörtesten Vergewaltigungen der wehrlosen Landbewohner waren an der Tagesordnung. Aber trotz alle dem trugen schließlich die zähen Beiertheimer den Sieg über ihre Widersacher davon, ein Beweis für die gesunde Kraft und Energie dieser Hörigen.

Endlich darf auch der 1596 bei Beiertheim genannte „Herrenweg" nicht unerwähnt bleiben. Es ist darunter nämlich eine römische Kriegsstraße gemeint; denn unser Wort „Krieg" hat im Altertum nicht die jetzige Bedeutung; als Ersatz diente das Wort „Heer". Die alten Ausdrücke, wie „heriban", „herislis", „heriberga" usw. kann man bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen; sie beziehen sich auf das Kriegswesen. Mit „Heerstraße" ist „Heerweg" gleichbedeutend; denn „via militaris" war die gewöhnliche Benennung. Der Beiertheimer „Herrenweg" ist also sprachlich verstümmelt aus „Heerweg". Nicht uninteressant ist ferner ein kurzer Rückblick auf die kirchlichen Verhältnisse Beiertheims. In den alleräl testen Zeiten unterstand Beiertheim der Seelsorge der Gottesauer Mönche. Beierheim selbst hatte eine eigene dem heiligen Michael geweihte Kapelle; als aber das benachbarte Bulach eine Pfarrkirche erbaute, die den heiligen Cyriak zum Schutzpatron hatte, wurden „die von Buwerthan in die pfarre von Bulach gehörig", wie wir im Jahre 1527 lesen. Am 11. November 1527 stellen die Pfleger des heiligen Michael zu Beiertheim, „mit Namen Durnes Hans und Schultheißen Wolf mit Genehmigung Metzen Michels, der Zeit Schultheiß zu Bulach und der Richter der Dörfer Bulach und Beiertheim" ein Verzeichnis der diesem Heiligen zustehendn Zinsen und „Gülten", d. h. der jährlichen Gutserträgnisse, auf. Daran schließen sich verschiedene Berichtigungen und Nachträge aus den Jahren 1527—1537; auch ein Verzeichnis der Bruderschaftsmitglieder und der Kirchengüter ist darin enthalten. Im selben Jahre 1527 hören wir in einem Beiertheimer „Gültbrief" von „sanct Michels capel zu Bewrthen" als dem Gläubiger.

Die Reformation hate auf die Beiertheimer wenig oder gar keinen Einfluß auszuüben vermocht. Der streng protestantische Markgraf Bernhard III. hatte allerdings dafür Sorge getragen, daß ein evangelisch-lutherischer Pfarrer nach Bulach kam. Markgraf Bernhard starb aber 1536, und die Gemahlin seines 1569 verstorbenen Nachfolgers Philibert von Baden, Mechtildis von Bayern, welche dem alten Glauben zäh anhing, brachte die katholische Religion wiederum zu voller Geltung. Nun zog im Jahre 1571 in der Person des Kaplans Sebastian Rapp ein neuer katholischer Pfarrer in den beiden verwaisten Schwestergemeinden auf und machte sich durch sein einnehmendes Wesen bei seinen Pfarrkindern dermaßen beliebt, daß ihm diese anno 1588 sein mehr als karges Einkommen etwas aufbesserten.

Nun kam der grauenhafte Schwedenkrieg, der dreißig lange Jahre hindurch in unserem blühenden Vaterlande wütete und dasselbe vielerorts in eine trostlose Wüstenei verwandelte. Auch unser Beiertheim entging dieser Gottesgeißel nicht: sein Pfarrhaus ging wahrscheinlich während dieser schrecklichen Zeit in Flammen auf. Da erbarmten sich die Jünger des nahen Ettlinger Jesuitenkollegs und kauften 1646 von dem letzten Gottesauer Abte, Benedikt Eisenschmidt aus Ochsenhausen, die auf Beiertheimer Gemarkung gelegenen Klostergüter, bestehend aus 319 Morgen Ackerland und 13 Morgen Wiese, den ehemaligen „Triegelshof". In den schweren Kriegszeiten zeigten sie sich auch der Gemeinde gegenüber mehrfach wahrhaft menschenfreundlich und besonders wohltätig durch Gelddarlehen und Zinsenverzichte. Ganz allmählich kehrte der Wohlstand der Gemeinde zurück.

Die alte Kapelle des heiligen Michael zu Beiertheim, welche 1683 „ein enges", finsteres und baufälliges Kirchlein" genannt wird (Protocollum visitationis ecclesiae filialis in Beurtheim de anno 1683), war bedeutend reicher, besonders an Grundstücken, als die Sankt Cyriakskirche zu Bulach. „Auf einem ehedem der Sankt Michaelskirche zu Beiertheim gehörenden Wiesenplatze", wie es in einem Berichte des Rotenfelser Dekanats vom 28. März 1729 heißt, „steht nunmehr Karlsruhe".

Drückend lastete auf den Beiertheimern auch die Pflicht der Jagdfronen für die Herrschaft zu Durlach. In einer „Klagschrift des Schultheißen, Bürgermeisters und ganzer Gemeinde zu Beiertheim von 1682" heißt es: „Oft mußten sie neben den aufgebotenen Soldaten mit gesamter Bürgerschaft hagen und jagen, dergestalten, daß sie ihren Haushaltungen und Feldarbeiten nit mehr vorstehen konnten, sondern mit Weib und Kind ins Verderben gesetzt wurden."

Der beispiellos fürchterliche Schwedenkrieg war zu Ende und der Orleanische bedrohte die armen Beiertheimer neuerdings. Auch der Spanische Erbfolgekrieg warf seine düsteren Schatten auf das wetterfeste Gemeinwesen der Beiertheimer. 1703 sollten die während der entsetzlich langen Kriegszeit völlig verarmten Bürger Beiertheims ihre jährlichen Abgaben an die Durlacher Amtskellerei in Gestalt von 68 Malter Früchten abliefern. Das war aber ein Ding der Unmöglichkeit; denn seit 1698 waren sie ihren diesbezüglichen Verpflichtungen nimmer nachgekommen, da während der langen Zeit, wo die Kriegsfackel loderte, „mehr als die Hälfte der Leute im Dorf aus Hunger oder Kummer gestorben und das Vieh vom Feinde hinweggeführt worden" war. Ihrem Antrag auf Stundung der Lieferung ward zwar stattgegeben; aber 1709 wiederholte sich die Geschichte. Denn während der „elenden Kriegszeit" waren die Feldarbeiten fast ganz unterlassen worden. Ja, sogar noch elf Jahre darauf. 1720, ward allgemein über die „beständigen Kriegstroublen" geklagt! Es waren in der Tat traurige Zeiten für die wackeren Beiertheimer!

Schwer setzten auch die Bewohner des neugegründeten „Carolsruhe" ihren Beiertheimer Nachbarn wegen des Holzes zu. Und als Karl Friedrich 1773 seine Verordnungen, die Baumschulen betreffend, erließ, erklärte die Gemeinde, daß sie zwar diese Maßregeln vollauf zu würdigen wisse; allein alle ihre Nußbäume usw. seien von der „Jeunesse dorée" von Klein-Karlsruhe wenige Tage nach der Anpflanzung gestohlen worden, also, daß sich ein erneuter Anbau aus angeführten Gründen wohl kaum lohnen dürfte! Einer solchen Beweisführung konnte wohl oder übel selbst der Markgraf sich nicht verschließen, obwohl dieser Holzraub der Karlsruher auf Beiertheimer Gemarkung unseren Altvordern nicht gerade ein rühmenswertes Zeugnis ausstellt!

Zum Schlusse müssen wir auch noch die ethnographischen und anthropologischen Eigentümlichkeiten der Beiertheimer etwas ins Auge fassen. Denn in dieser Hinsicht sind sie nicht uninteressant. Ueber ihre vermutliche Abstammung und Herkunft gibt es zwei Hypothesen. Einerseits macht der Volksmund die Beiertheimer zu Abkömmlingen türkischer Kriegsgefangener, welche der tapfere Markgraf Ludwig Wilhelm, der „Türkenlouis", nach den für ihn so siegreichen Schlachten von Nissa (1689), Widdin und Sanlankemen (1691) mit in die badische Heimat gebracht und sie hier angesiedelt haben soll. Andererseits macht man sie gar zu Nachkommen einer Zigeunerbande. Diese merkwürdigen Deutungen ihrer Abstammung haben die echten Beiertheimr indessen lediglich ihrem Aussehen zu verdanken. Sie sind nämlich ein kurzer gedrungener Menschenschlag, schwarz- oder doch wenigstens dunkelhaarig, mit braunen Augen und gelblicher Hautfarbe. Aber aus diesen allerdings sonderbaren äußeren Merkmalen auf eine derartige anrüchige Herkunft, wie von den Zigeunern, schließen zu wollen, ist denn doch etwas zu gewagt. Denn wir haben es bei den echten Beiertheimern, soweit sie sich nicht mit ihrn germanischen Nachbarn vermischt haben, unzweifelhaft mit keltischen Stammesangehörigen zu tun; denn wo sich noch keltische Reste heute erhalten haben, wie z. B. in der Bretagne, sind sie mittelgroß und dunkelhaarig, wie auch die übrigen Rassenmerkmale vollständig zutreffen. Die eindringenden Germanen haben dann diese Ureinwohner aus ihrem sonnigen, an den Vorhügeln des Gebirges liegenden Gelände verdrängt, so daß ihnen nichts übrig blieb, als sich an die Urbarmachung der öden Wald- und Sumpfgegenden zu machen: aus Herren waren sie zu Knechten geworden! Und so wird es wohl auch in der Beiertheimer Gegend gewesen sein: einige vertriebene Keltenfamilien haben sich vermutlich auf einer von den Fluten der Alb durchflossenen Waldwiese zusammengefunden und eine keltische Ansiedlung gegründet, welche sie dann, wie zu Anfang dieser Abhandlung schon erwähnt „Buriton" oder „Wohnung im Walde" nannten.

Die Beiertheimer selbst aber verdienen heute noch unsere vollste Achtung; denn keine Kriegsbedrängnisse und keinerlei sonstige Heimsuchungen, seien sie auf Krankheiten oder auf den Ausbruch elementarer Gewalten zurückzuführen, vermochten sie von dem Orte, der ihnen von den frühesten Zeiten nun einmal zur zweiten Heimat geworden war, zu vertreiben, und ihr gerader, unbeugsamer, echter Bauerncharakter war es, der allen Drangsalen die vielen Jahrhunderte durch erfolgreich trotzte!

Jekto Mal

„Der Zigeunerhauptmann oder Oberzigeuner"

Von Engelbert Wittich.

(Nachdruck verboten.)

Mehr noch als Sprache, Dichtung und Musik verbindet die Zigeuner ihre altüberbrachte Volkssitte. Allerdings ist auch dieses nur innerhalb der einzelnen Stämme der Fall. Denn bei der Zersplitterung des Volkes und durch Annahme fremder Gewohnheiten haben die „Sinte" (Zigeuner) manches von den früher vielleicht einmal die gesamte Nation umfassenden Gesetzen und Sitten vergessen, oder sie sind nur noch bruchstückweise erhalten.

Am wenigsten von den alten Gebäuchen bewahrt haben die seßhaft gewordenen Zigeuner. Umso interessanter und anscheinend uralten Ursprungs sind die Gesetze und Sitten bei den heute noch wandernden Zigeunern. Dieses Zigeunergesetz und diese Volkssitten sind es auch nur, die den herrenlosen Zigeunern den nationalen Zusammenhang sichern.

Die Häuptlingsschaft mit Gerichtsbarkeit, innerhalb der verschiedenen Landsmannschaften, besteht heute noch fest. „Jekto Mal", wörtlich der vorderste, der erste Kamerad, der Anführer, ist der zigeunerische Name für den Hauptmann. Ein solcher Zigeunerführer kann nur der werden, der sich die Achtung und Neigung der anderen zu erwerben versteht. Er muß vor allen Dingen ein bewährter und unerschrockener „Rom" (Mann) sein. Nach zigeunerischen Begriffen gehört dazu auch eine gewisse Wohlhabenheit. Wenn er alt, krank oder gebrechlich wird, wählt man einen anderen als Häuptling.

So leicht sich auch sonst die Zigeuner über die bürgerlichen Gesetze hinwegsetzen, so unterwerfen sie sich doch auch jetzt noch dem unter ihnen eingeführten, ungeschriebenen Gesetz bedingungslos und beobachten es mit großer Genauigkeit. Wer sich gegen das Gesetz vergeht, schändet sich selbst und wird bestraft. Außer in körperlicher Züchtigung oder gar Verstümmelung — wie beispielsweise früher bei Ehebruch, wo dem Schuldigen vom Hauptmann durch ein Schuß das Arm- oder Kniegelenk zerschmettert wurde — besteht die Strafe vor allem darin, daß der Uebeltäter auf „zigeunerisch" ausgedrückt „praserdino", das heißt: infam oder „baletschido" gemacht wird. Der damit bestrafte ist geächtet, gilt als verfehmt und ist von aller Gemeinschaft mit anderen Zigeunern ausgeschlossen. Es ist eine harte Strafe, das Schlimmste, was einen Zigeuner treffen kann. Sogar seine Gebrauchsgegenstände dürfen von keinem berührt werden, der nicht selber „praserdino" werden will. Eine solche Achterklärung kann, je nach der Schwere des Vergehens, kürzere oder längere Zeit dauern oder fürs ganze Leben ausgesprochen werden. Das Recht der Bestrafung steht ausschließlich dem Hauptmann zu, der in früheren Zeiten auch Macht über Leben und Tod besaß. Er allein kann die Entehrten Zigeuner, bezw. die Ausgestoßenen wieder aus der Acht oder dem Bann befreien und zu unbescholtenen Leuten machen. Er darf es auch, selbst wenn bei Vergehen leichterer Natur die Strafzeit noch nicht ganz abgelaufen ist, und wenn die Bestraften sich bereit erklären, zur Sühne Getränke und andere Geschenke zu spenden. Das „Wieder-ehrlich-machen" geschieht gewöhnlich, ausgenommen in dringenden Fällen, wo der Häuptling zu jeder Zeit und von jedem Zigeuner, aufgesucht werden kann, auf den in bestimmten Zeiträumen, für Nichtzigeuner geheim gehaltenen, vom Hauptmann einberufenen Versammlungen, meistens zu Pfingsten (dem speziellen zigeunerischen Frühlingsfest), die als „Zilo" oder Volksfest, Volkstagung bezeichnet werden. Es geschieht dadurch, daß der Hauptmann bei feierlicher Stille, den bisher ehrlosen aus seinem silbernen Becher, dem Abzeichen der Hauptmannswürde, trinken läßt, oder in Ermangelung eines solchen aus seinem Glase, nachdem er selbst davon genippt hat. Durch diese einfache Zeremonie wird der Infame wieder ein „tschatsche Rom", ein wahrer, ehrenhafter Zigeuner. Der Trunk aus des Hauptmanns Becher löscht alle Schuld aus, und niemand darf ihm die verbüßte Strafe noch vorwerfen. Ein großes Trinkgelage beschließt dann die Entsühnung, doch artet die Fröhlichkeit selten in ein wüstes Gelage aus, und führt niemals zu Händel und Streit, weil das einer Beleidigung des Hauptmanns gleichkommen würde, dem jeder Zigeuner Achtung und Gehorsam schuldig ist. Jeder Todesfall, jede Geburt oder eine bevorstehende Heirat muß dem Hauptmann gemeldet werden, der dann jeweils die letztere Gelegenheit benutzt, um eine Festlichkeit mit Hochzeitsreden, Gesang, Musik, Tanz, Schmaus und Trinkgelagen anzuordnen. Er bestätigt die geschlossenen Ehen und kann sie auch wieder trennen. Stirbt ein Hauptmann oder Oberzigeuner, so gestaltet sich das Leichenbegängnis besonders feierlich, wobei es nicht an Trauermusik, Gewehr- und Pistolenschüssen fehlen darf.

In neuerer Zeit wird die Achterklärung bei dem „Ranomotschel" (Zigeunervolk) etwas milder gehandhabt. Und wie schon erwähnt, scheint der Hauptmann nur noch soweit Macht und Achtung zu besitzen, als er die Vollziehung der alten Stammesgesetze besorgt. Im übrigen führt wie bei allen Kulturvölkern der Familienälteste das Wort, wobei allerdings den alten Weibern eine gewichtige Stimme eingeräumt wird. Das Aufgeben von Sitte und Sprache bedeutet immer den nationalen Untergang eines Volkes! Daher war die nationale Organisation der Zigeuner immerhin ein Schutz vor Demoralisierung. Darum ist die Entnationalisierung der Zigeuner zu bedauern. Sie bedeutet das Herabsinken einer wilden aber edlen Rasse zu den untersten Schichten einer verelendeten Kulturbevölkerung.

Julius Robert Mayer

Zum 50. Todestage des großen Gelehrten am 20. März

Von Paul Frei

Unter den vielen großen Gelehrten, die das deutsche Volk in seiner Geschichte aufzuweisen hat, ragt der Schwabe Julius Robert Mayer durch die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Kenntnisse stark hervor.

Am 24. November 1814 zu Heilbronn am Neckar geboren, bezog er in den Jahren 1832 bis 1857 die Unversität Tübingen, wo er sich dem Studium der Medizin und darüber hinaus den Naturwissenschaften, der Physik und Mathematik widmete. In München und später in Paris vollendete er seine wissenschaftliche Ausbildung. Auf weiten Reisen, so unter anderem als Schiffsarzt um Afrika herum durch den Indischen Ozean bis Batavia und Niederländisch-Indien, sammelte er reiche Kenntnisse, die für seine späteren Studien und Werke von größtem Werte sein sollten. Im Jahre 1841 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich als Arzt niederließ.

Begnadet mit einer außerordentlich scharfen Beobachtungsgabe wurde Julius Robert Mayer durch seine Forschungen auf verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, ja, sogar der Astronomie von bahnbrechender Bedeutung. Für alle Zeiten wertvoll sind besonders folgende seiner Werke: „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme", „Die Torricellische Leere und über Auslösungen", „Die Mechanik der Wärme", „Beiträge zur Dynamik des Himmels", „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel", „Ueber das Fieber", sowie vor allem auch seine Vorträge und Abhandlungen über „Die Erhaltung der Energie". Insonderheit ist es diese These, für deren Beweis sich Julius Robert Mayer durch systematische Forschungen einsetzte. Kraft oder besser gesagt Energie wird nicht verbraucht, sondern nur in anderen Formen z. B. in Wärme verwandelt. Aber nichts von der im All vorhandenen Energie und Materie geht verloren. Alles befindet sich nur in einer dauernden nie endenden Umwandlung. Grundlegend für die späteren Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Physik und der modernen Technik sind Mayers Arbeiten über die Aequivalenz von geleisteter Arbeit und Wärme. Er war es auch, der zuerst das mechanische Aequivalent der Wärme wissenschaftlich berechnete.

Allen voraus gehört Julius Robert Mayer mit zu den Vorkämpfern und Bahnbrechern, die durch ihre tiefgründigen Forschungen den Weg frei machten zu den großen Errungenschaften unserer heutigen Wissenschaft und Technik. Als Mensch hat er sich stets durch Bescheidenheit und durch edlen, abgeklärten Charakter ausgezeichnet. Zu Heilbronn, wo er das Licht der Welt erblickte, ist er auch am 20. März des Jahres 1878 gestorben.

Nicht sein Denkmal von der Technischen Hochschule zu Stuttgart und in seiner Vaterschaft kunden von der Größe dieses gewaltigen Geistes. Vor allem sind es seine wissenschaftlichen Leistungen und seine von schärfster Denkkraft erfüllten Werke, die seinem Namen unvergänglichen Ruhm in der Geschichte der Wissenschaft sichern.

Welt und Wissen

Neuentdeckte Goldländer. Immer wieder hetzt die Sucht nach Gold Abenteurerscharen und solche, die durch die skrupellose Arbeiterpolitik der kapitalistischen Staaten arbeits- und heimatlos werden, in alle Weltteile, um aus der Erde neues Gold zu gewinnen. Die Goldminen Kaliforniens und Alaskas werden, obwohl fast schon restlos erschöpft, immer wieder von neuen Goldgräbern aufgesucht. Jetzt sind diesen Abenteurern neue Möglichkeiten geboten, um schnell reich zu werden, da drei neue große Goldländer entdeckt worden sind: Wesserbotten im nördlichen Schweden, Neuontario in Kanada und Venezuela. Wesserbotten ist ein faßt unbesiedelter Bezirk im nördlichen Teile Schwedens, in dem die dünn gesäte Bevölkerung sich vom Pelzhandel und Holzgeschäft ernährt. Die Tagestemperatur erreicht fast niemals 0 Grad Celsius. Man kann sich also eine ungefähre Vorstellung machen, unter welch schwierigen Lebensbedingungen die Menschen dort ihr Dasein fristen müssen. Die Geologen nehmen an, daß in der Gegend von Holmt Jaru äußerst ertragreiche, vielleicht sogar die ertragreichsten Goldfelder der Erde aufzufinden sind. Für die Goldgräber hat diese Goldquelle allerdings wenig praktische Bedeutung. Denn hier liegt das Gold nicht, wie in Amerika, frei da, sondern kann nur durch einen regulären Bergwerksbetrieb aus dem tiefen Inneren der Erde herausgeholt und durch einen chemischen Reinigungsprozeß gewonnen werden. Infolgedessen kommt die Ausbeutung dieser Goldquelle nur für große, kapitalkräftige Gesellschaftsunternehmen in Frage. Anders liegen die Dinge in Neuontario in Kanada. Hier haben die Goldgräber gute Aussichten. Zu Beginn des Jahres 1926 meldete ein gewisser Lorne B. Honcy bei den zuständigen Behörden eine „Claine", das heißt Anspruch auf dieses bisher herrenlose Land an. Er legte Erzklumpen vor, deren Untersuchung ergab, daß auf eine Tonne 187 Dollar Gold kommen. Honcy wurde das beanspruchte Gebiet zugesprochen. Es liegt abseits jeder zivilisierten Gegend, 150 Meilen von der Kanadian-National-Eisenbahnroute entfernt, die den Westen mit dem Osten verbindet. Als der Fund Honcys bekannt wurde, setzte eine Völkerwanderung nach dem von ihm entdeckten Gebiet ein, obwohl die Goldlager in einer äußerst unwirtlichen Gegend liegen. Die Redlake-Zone ist jahraus, jahrein verschneit, da man hier kaum jemals eine Temperatur von auch nur 1 Grad Celsius erlebt. Die Goldsucher müssen auf Hundeschlitten in der Kälte der Blizzardstürme ihren Weg suchen. Das beste Geschäft machen vorläufig die Indianer und Trapper, die als Führer zu dem neuen Klondyke dienen, da sie sofort bezahlt werden müssen und nicht wie die Goldsucher, der Gefahr einer Enttäuschung ausgesetzt sind. Im Gegensatz zu der Irrsinnskälte im Redlake-Gebiet herrscht in dem dritten Goldland, Venezuela, eine unmenschliche Hitze. Hier aber ist der Goldgräberbetrieb bereits in höchster Blüte, und Venezuela kann sich darauf berufen, daß in seinem Gebiet schon äußerst wertvolle und ertragreiche Funde gemacht worden sind. Auf Grund der Statistiken sind Schächte entdeckt worden, die 55 Kilogramm pro Jahr hergaben, und der Entdecker einer der größten Erzminen hat in einem einzigen Vierteljahr bereits 21 000 Goldunzen vereinnahmt. Die Goldlager befinden sich im Osten der Republik und stoßen bis auf das britische Guyana vor. Die Hauptvorkommnisse an Gold finden sich zwischen den Flüssen Caroni und Guyumi, während die besten Goldfelder an der Mocupia, einem Nebenfluß des Juruaru gefunden wurden. Auf Grund dieser Feststellungen nimmt es nicht weiter wunder, daß der Andrang nach den Goldfeldern Venezuelas ganz besonders groß ist, da man hier immerhin mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf Funde rechnen kann.

*** Die Höhe und Schnelligkeit des Vogelfluges auf der Wanderschaft.** Es ist noch nicht viele Jahre her, da machte man sich vollständig falsche Vorstellungen über die Höhe des Vogelfluges auf der Herbst- und Frühjahrswanderung; unsere Vögel sollten hoch über den Wolken ihren Flug in Höhen von über 10 000 Metern